



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Graf Hardenfals — der sagte auch, daß es ein ungewöhnlich schöner — Hochheimer sei!

Endlich war man wieder vor der Apotheke. Es währte eine Weile, bis Stine kam. Man hatte mehrmals klingeln müssen. Sie war im Eßzimmer bei einem fast niedergebrannten Licht eingeschlafen und war ganz verwirrt und erschrocken aufgewacht, als sie das Klingeln hörte. Als sie die Tür öffnete, wäre der Apotheker beinahe über sie gefallen. Ein ungewöhnlich schöner Miersteiner, murmelte er vor sich hin.

Geh hinauf, Lönberg! sagte seine Frau.

Aber das war leichter gesagt als getan; die Beine des Kanzleirats verrieten einen entschiednen Widerwillen, die Treppe zu steigen; endlich gelangte er jedoch mit Hilfe seiner Frau hinauf und schleppte sich weiter.

Desideria eilte in ihr Zimmer.

Helene sagte: Gute Nacht!

Frau Lönberg erwiderte: Sie müssen müde sein! und segelte majestätisch weiter.

Als Helene in ihrem Zimmer angelangt war und die Lampe angezündet hatte, öffnete sie das Fenster.

Die Luft war ganz still, lautlos fiel der Schnee herab. Endlich war es Winter!

Sie schloß das Fenster und ging schnell zu Bett.

Aber es währte eine ganze Weile, bis sie einschlief; das Blut war in zu heftiger Wallung.

Und sie dachte: Wo nur Holmsted geblieben war! Sollte er meinen Scherz mißverstanden haben?

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das innere politische Leben Deutschlands hat in diesen letzten Wochen und Monaten Erscheinungen gezeitigt, an denen als an der signatura temporis der vaterlandsfreundliche Chronist nicht achtungslos vorübergehn darf. Es sind nicht die Vorgänge an sich, die ja durch ihre regelmäßige Wiederkehr an Bedeutung nicht gerade gewinnen können, wohl aber der Charakter, den sie in diesem Jahre angenommen haben, und der eine ernste Beachtung gebieterisch zur Pflicht macht: der Straßburger Katholikentag, der Jenenser sozialdemokratische Parteitag und der Mannheimer Kathedersozialistenkongreß. In Straßburg haben Kirche und Zentrum vereint mit der ihnen eignen sammelnden und werbenden Kraft gearbeitet. Diese sammelnde und werbende Kraft gehört zu den Grundzügen des katholischen Wesens, namentlich des politisch organisierten Katholizismus. In den Vororten Berlins reiht sich eine katholische Kirche an die andre, und in Vome, der Hauptstadt unsrer Togokolonie, fanden die jetzt heimgekehrten Abgeordneten wohl eine zweitärmige katholische Kirche mit einem Posamentenbläserchor aus Negerjungen, aber die evangelische soll erst in Angriff genommen werden, ein recht typischer Fall, wie der Katholizismus überall in seiner propagandistischen Betätigung dem Protestantismus weit überlegen und voraus ist, allerdings auch bei weitem in der Opferwilligkeit seiner Angehörigen für Kirchen- und Erziehungszwecke, ebenso für politische. Der Protestantismus in Deutschland vermag sich kaum kirchlich, geschweige denn politisch zu organisieren, weil ihm die Unterordnung des Einzelnen unter die Allgemeinheit nicht in demselben Maße eigen ist, und weil es seinem innersten Wesen zuwider ist,

sich auf die Massenherrschaft zu stützen, die er obendrein in derselben Weise, wie der Katholizismus, nicht an sich zu fesseln vermag.

Auch das Zentrum hat Konservative, Liberale und Radikale in seinen Reihen, aber sie ordnen sich alle dem einen, sie alle vereinigenden Herrschaftsgedanken unter. So lange wir das uneingeschränkte allgemeine geheime Stimmrecht haben — das Sozialistengesetz war der Versuch einer indirekten Einschränkung —, werden immer die Parteien, die sich auf die Massen stützen, die stärksten sein. Bismarck konnte es noch im Jahre 1867 als die Aufgabe einer vernünftigen Staatskunst bezeichnen, „jedem Individuum dasjenige Maß von Freiheit zu sichern, das mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist.“ Müßte man die Vorgänge auf dem diesjährigen Jenenser Parteitage ernst nehmen, so wäre diese von dem Schöpfer der Reichsverfassung gezogene Grenze erreicht, das Verfassungsideal von 1867 und 1870 den neuen Parteigestaltungen gegenüber nicht mehr haltbar, und unser Staatsrecht wäre schon in dem Widerspruch mit den Realitäten des menschlichen Lebens, von dem er im zweiten Bande der Gedanken und Erinnerungen (S. 59) schreibt, daß er „schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialpolitischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Tatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen.“

„Hinter dem A folgt gleich das B, das ist die Ordnung im Abc.“ Man wird bei dem Jenenser sozialdemokratischen Parteitage hinter dem Straßburger Katholikentag unwillkürlich an den obigen Satz der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager erinnert. In beiden Fällen die große Herbst-Partei-Parade, nur mit dem Unterschied, daß der Katholikentag gerade durch seine Verlegung nach Straßburg einen nationalen Grundzug hatte, der dadurch nicht alteriert wird, daß er von dem Wunsche eingegeben war, die kirchenpolitische Situation in Frankreich zu benutzen, die Elsäßer und die Lothringer Katholiken für das Zentrum einzufangen. Zu diesem Zwecke war der Katholikentag mit einem Glanze umgeben, wie nie zuvor, und die so gestreute Aussaat wird sicherlich früher oder später ihre Früchte tragen. Wie die Dinge in Deutschland nun einmal liegen, ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Beitritt der reichsländischen Katholiken zur Zentrums-Partei zur gegebenen Zeit ein Stück der natürlichen Entwicklung zu Deutschland hin sein wird.

Der sozialdemokratische Parteitag dagegen zeigt zum mindesten seit dem vorigen Jahr einen hippokratischen Zug, der sich unfeitig verschärft, und wenn die Jenenser Studenten zum Schluß den Parteitag durch einen Anzug verspotteten, so haben sie damit einen nicht anzufechtenden Maßstab für die Beurteilung gefunden. Es spricht daraus die Tatsache, daß die sozialdemokratische Herbstparade auf die gebildeten Zuschauer trotz der großen Pauke und sonstigen Lärminstrumente, die dabei überreichlich gebraucht wurden, einen mehr in das Komische als in das Erhabne wirkenden Eindruck gemacht hat. Unverkennbar übt sogar der Fanatismus des Herrn Bebel nicht mehr den frühern Zauber auf seine Gesinnungsgenossen aus, innerhalb der sozialdemokratischen Partei nimmt vielmehr die Zahl derer zu, die sich erinnern, daß das Bessere des Guten Feind ist. Tatsächlich geht es den deutschen Arbeitern — wie auch die vielen mutwillig vom Zaune gebrochenen Streiks beweisen — in der großen Mehrzahl sehr gut, vielleicht zu gut. Längst vermögen verständige Arbeiter, die mehr die soziale, d. h. die wirtschaftliche Seite ihrer Bestrebungen im Auge haben als die demokratische, d. h. die politische, sich immer weniger mit einer Propaganda zu befreunden, die durch unaufhörliche Störungen der wirtschaftlichen Lage die wirkliche solide Besserung der Verhältnisse des Arbeiters hintanhält und allein danach trachtet, seine wirtschaftliche Befriedigung zu stören, ihn dieser nicht froh werden zu lassen, um ihn für die Vermehrung politischer Unzufriedenheit zu mißbrauchen. Schließlich ist doch der Arbeiter vor allem Mensch, der sich mit Weib und Kind seines Daseins freuen will, und die große

Mehrzahl hat für die Jagd nach dem politischen Glück, die Bebel veranstaltet, und deren Führung, aus ganz andern Gründen als wegen des Interesses an den Arbeitern, Leute wie Singer und Arons übernommen haben, wohl nur wenig Verständnis und Bedürfnis. Man braucht nicht Antisemit zu sein, wenn man in der jüdischen Führung der Sozialdemokratie das Element der Dekomposition wiederfindet, das in unserm heutigen Judentum leider in zunehmendem Maße enthalten ist. Bebels diesmalige Reden zeigen immer deutlicher, daß er Mühe hat, die erredete Rolle als Patriarch und geistiges Oberhaupt der Partei zu behaupten, und daß ihm das nur noch durch Auftragen sehr greller Farben gelingt. Auch die Reden, mit denen er in der kommenden Reichstagsession die Geduld seiner Zuhörer in Anspruch zu nehmen gedenkt, werden hiernach zu beurteilen sein. Er sieht sich gezwungen, seinen Anhängern immer stärkere Ingrezienzen vorzusetzen, so diesmal den Massenstreik, aber er hat deutlich genug erfahren, daß die Zahl derer, die an dieses Evangelium nicht glauben mögen, durchaus nicht gering ist. An sich ist der politische Massenstreik ein Unsinn und zugleich der stärkste Mißbrauch des Koalitionsrechts. Das Koalitionsrecht ist den Arbeitern zur Er kämpfung besserer wirtschaftlicher Existenzbedingungen, aber nicht zur Er kämpfung politischer Ziele gegeben worden. Es ist das Äquivalent für das Ausschließungsrecht der Unternehmer, und umgekehrt. Was würde Bebel sagen, wenn sich zum Beispiel sämtliche Unternehmer zu einem Massenausschluß verabredeten, um dadurch die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts zu erreichen? Theoretisch stehn beide Ideen durchaus auf demselben Boden. Nun gehört ja freilich der „Generalstreik,“ wenigstens in Deutschland, zu den Dingen, die nicht so heiß gegessen werden, wie man sie kocht, aber das immer frivole Spiel mit solchem Feuer bekundet, daß die Parteileiter schon die stärksten Mittel anwenden müssen, um die Dreimillionenpartei zusammenzuhalten. Daß ein politischer Massen- oder Generalstreik mit dem Koalitionsrecht überhaupt endgültig aufräumen würde, bedarf keines Hervorhebens.

Es war vorauszu sehen, daß die Vorgänge in Rußland auf unsre Sozialdemokratie, die mit Herz, Mund und Hand daran beteiligt ist, intensiv abfärben würden. Eine so billige Gelegenheit, auf Rußland zu schimpfen, den Fürsten- und Beamtenmord zu verherrlichen und zu preisen, wird sich ja kaum so leicht wieder bieten. Es ist sehr bedauerlich, daß unser Strafgesetz in dieser Hinsicht so große Lücken enthält. Hier haben „die sozialdemokratischen Verrücktheiten“ längst das erträgliche Maß überschritten. Mord darf, wen er auch trifft, nicht gepriesen und nicht verherrlicht werden, unser gesetzlicher „Kulturzustand“ steht in diesem Falle wie in so vielen andern in direktem Gegensatz zum Moral- und Sittengesetz. In dieser sozialdemokratisch sorgfältig gepflegten Verwirrung und Verwilderung der Anschauungen liegt System. In dieses System gehört auch das Einschreiten der „Genossen“ für den vierfachen Mörder Rasprzak, mit dem die russischen Behörden noch auffallend viel Umstände gemacht haben. Allem Anschein nach wird Bebel dieses Spektakelstück im Reichstage benutzen, um sich von neuem unsterblich zu blamieren. Er wird gegen Rußland und gegen das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland seinen Theaterdonner loslassen zu einer Zeit, wo England und Frankreich das Mögliche tun, Rußland zu umwerben und den Zaren zu umschmeicheln. Aber unsre Sozialdemokratie hat von Anfang an immer nur die Arbeit des Auslandes gemacht, polterndes Viertischraffonnement mit Appell an die Intsinke der blöden Masse, und das nennt sich dann „Politik.“

Die Sozialdemokratie wird, im Gegensatz zu Bebels Ankündigungen in Jena, Kriege niemals verhindern, wohl aber sie herbeiführen. Eine Partei, deren Leitung jederzeit bereit ist, den Feuerbrand an das eigne Haus zu legen, das sie schützend beherbergt, wird im Auslande immer als eine Schwächung der deutschen Stoßkraft angesehen werden, und die Neigung, über Deutschland herzufallen, wird in dem Maße zunehmen, wie der Einfluß der Sozialdemokratie auf unsre innere Lage wächst, wenigstens in der Meinung des Auslandes wächst. Einstweilen werden Bebel,

Singer und Genossen außerhalb Deutschlands nirgend recht ernst genommen, sonst würden sie in der Rechnung der Koalitionsversuche gegen das Reich schon eine nicht unbedeutende Zahl sein. Ob das Spielen mit dem Revolutionsfeuer in Jena ihnen eine höhere Einschätzung bei Nationen eintragen wird, denen das Ansehen und das Aufblühen Deutschlands im Wege ist, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird unsre auswärtige Politik immer um so richtiger sein, je schärfer sie von Herrn Bebel verurteilt wird.

Die Mannheimer Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik weist insofern einen erfreulichen Fortschritt auf, als endlich einmal den ideologischen Professoren die harte Realität der Tatsachen gegenüber getreten ist. Die Herren Schmoller und Brentano, um nur diese Namen zu nennen, leben mit ihren sozialpolitischen Auffassungen in einer Welt von Ideen, die niemals zur Erfüllung gelangen können; wer die Menschen regieren will, muß aber seiner Zeit angehören. Professor Brentano steht bewußt oder unbewußt mit beiden Füßen auf dem Boden der Sozialdemokratie, und nicht nur das: er geht ihr bahnbrechend voran, indem er in seinen Theorien die wenigen letzten Dämme niederreißt, die bisher noch das Hereinbrechen der wilden Fluten der Reichszerstörung aufgehalten haben. Bebel empfiehlt in Jena den politischen Massenstreik zur Inszenierung der Revolution, und acht Tage — oder weniger — darauf verlangt Professor Brentano statt des gesetzlichen Schutzes der Arbeitswilligen den gesetzlichen Schutz für die Streikenden! Den Arbeiterkoalitionen gegenüber ist unser öffentliches Recht doch längst in der Rolle Gretchens: ich habe schon soviel für dich getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt! Von dem Augenblick an, wo der Jenenser Parteitag — gleichviel ob man diesen Beschlüssen Ernst und Bedeutung beimessen will oder nicht — den politischen Massenstreik zum revolutionären Kampfmittel gegen die monarchische Staatsordnung proklamiert und diesen revolutionären Kampf zum Prinzip erhoben hat, dessen Anwendung fortan nur noch eine Opportunitätsfrage sein soll, hat sich der Staat mit seiner Gesetzgebung nicht nur, sondern mit der Handhabung seiner gesamten obrigkeitlichen Gewalt auf diesen Kampf einzurichten, bevor es zu spät ist.

Sind die Vorschläge Brentanos tatsächlich nichts weiter als der Rat, die letzten Dämme und Schleusen zu durchstechen, so bewegen sich die von Schmoller in einem Wollenkuckucksheim, für das in dieser Welt der harten Tatsachen mit ihrer unerbittlichen Logik kein Raum ist. Ein neuer Beweis, daß man ein großer, hochgeschätzter Gelehrter sein und doch den Realitäten des praktischen Lebens recht weltfremd gegenüberstehen kann. Es ist derselbe Professorenidealismus, an dem einst das Werk der Frankfurter Nationalversammlung scheiterte. Deutschland sah sich danach auf den Weg von Blut und Eisen verwiesen, um seine politische Sicherheit und Unabhängigkeit zu erreichen. Müssen wir zur Erreichung unsrer wirtschaftlichen Sicherheit und der Unabhängigkeit von der Begehrlichkeit irrefleiteter Massen denselben Weg gehn nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochener Sorge für die Bewegungsfreiheit und für das Wohlergehen dieser Klassen, die dank so großer Fürsorge heute in einer guten Lage sind, wie sie sonst nirgends auf der Welt zu finden ist? Gewiß mögen dem gutmütigen und gutgläubigen Professorentum die ernstesten Wahrheiten des Lebens, auf die der ehemalige Arbeiter, Geheimrat Kommerzienrat Kirdorf aus langjähriger Erfahrung hinwies, hart und rauh in die Ohren klingen, es ist doch eben nur eine neue Bestätigung des alten Satzes: leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen; eine weithin verständliche Veranschaulichung des unüberbrückbaren Gegensatzes von Ideal und Leben, von Dichtung und Wahrheit, von Theorie und Praxis. Von den sozialpolitischen Gegnern Kirdorfs, denen es ehrlich auf die Arbeit und ihr Gedeihen, nicht auf politische Machtfragen ankommt, wird unter vier Augen wohl jeder zugeben, daß er an Kirdorfs Stelle ebenso denken und handeln würde, vielleicht von den Bitterkeiten abgesehen, die bei starken Charakteren die unvermeidliche Folge der gehässigen, verheßenden und persönlichen Art dieses Kampfes sind. Der Jenenser Parteitag und die Mannheimer

Generalversammlung haben viel böse Saat gestreut, aber sie haben unstreitig das Gute gehabt, viele Augen zu öffnen und der Nation endgiltig klar zu machen, wohin die Reise geht.

g

Elßässische Suppen. Bei seinem diesjährigen Besuch des Reichslandes hat der Kaiser, wie die Zeitungen erzählten, zu einer Schar Mädchen gesagt, sie sollten ordentlich kochen lernen, dann würden sie zufriedne Männer kriegen. Daran mußten wir denken, als wir die neuen Hefte des trefflichen Elßässischen Mundartenwörterbuchs*) durchblättern und darin auf den Artikel „Suppe“ stießen. Sind sie wirklich alle schon in den großen Universallexika der Kochkunst beschrieben, die Anken-(Butter-)suppe, Bohnensuppe, Brosamenuppe, das Jagelsuppele, die Klädlesuppe, Fleischknöpflesuppe, Grüengefupp, Grumbeeren- oder Herdepffel- oder Kartoffelsuppe, die Krankensuppe, Krebsuppe, Kuttelsuppe, Malkaronisuppe, Mehlsuppe, Milchsuppe, Peterlesuppe, Ploßsuppe, Plogmilchsuppe, Plumpsuppe, Rahmsuppe, Rettichsuppe, Ribelesuppe, Rübensuppe, Schildkrötenuppe, Schültennsuppe, Specksuppe, Winsuppe, Wurstsuppe und Zibel-(Zwiebel-)suppe, die eine ordentliche elßässische Bäuerin muß kochen können? Denn ein vorlautes Mädchen, das zur Führung eines Haushalts noch nicht reif ist, weisen die Alten zurecht: „Ei! schweij si schdill. 's kann jo kenn Wasserfupp rechd koch.“ Und so dient denn dieser wichtige Begriff im Elßaß auch zur Bildung von allerhand Volksausdrücken, so reichlich, wie wohl in keiner deutschen Landschaft wieder. Natürlich redet man im Elßaß so gut wie anderswo bildlich von der verschütteten Suppe und von der leider eingebrockten Suppe, die einer nun auch ausessen muß. Schon minder verbreitet ist das elßässische: (Wenn ich das täte,) so müßte ichs alle Tag uf der Supp fresse, d. h. müßte ich mirs alle Tage vorwerfen lassen; noch weniger jedenfalls: Si hat in uf alle Suppe, von einem sehr häufigen Besuch. Zu einem Kinde, das sich vordrängt, sagt der Vater: Wenn mr dich nit hätte un 's tägli Brot nit, so müßte mr d' Supp trinke (oder: mit 'm Beßl esse). Besonders bezeichnend aber für den bildlichen Allgemeingebrauch des Wortes im Kindermund: D' Supp is kocht! d. h. los! zum Beispiel als Aufforderung, etwas verstecktes zu suchen, und: Ich ha ni gnue Supp, wie das Kind sagt, das beim Schaukeln auf einem wiegenden Brett nicht weit genug vom Drehpunkt entfernt sitzt und darum zu wenig Gewicht hat; meh Supp! ist überhaupt der Ruf eines, der sich irgendwie benachteiligt glaubt. Aus dem Klange dreier Dreschflügel hören die elßässischen Kinder heraus: Frau, koch Supp! Ein Trommelsignal ahmen sie mit dem Verse nach:

Näu bläu bläu!
D' Supp is kocht!
Was für e Supp?
E Grumbiresuppe!
Wer het s' kocht?
E Burefrau!
Drum is ich si au!

Noch einige Zusammensetzungen. Brummelsuppe ist ein Verweis, besonders eine Gardinenpredigt, aber auch ein mürrischer Mensch, und denselben zweifachen Sinn hat Muttersuppe; auch Schnurruppe ist ein mürrischer, und Rübelsuppe ein rüpelhafter Mensch. Wer nicht aufhören kann zu lachen, von dem sagt man: De het hüt e Gigelisuppe g'hat. Kuttelsuppe, d. i. Wurstsuppe, dient zu der ironischen Redensart: Heiterhell wie e Kuttelsuppe, die also den entgegengesetzten Sinn hat von der sächsischen: Klar wie Klobbrühe, und zu der Wendung: I ha Kuttelsuppe daheim, d. h. meine Frau liegt im Wochenbett. Wenn man einem etwas durch die Blume sagt, setzt man wohl hinzu: Schmeck, Fuchs, 's is e Ruebefuppe! Prügel

*) Wörterbuch der Elßässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart. 2. Band, 3. u. 4. Lieferung. Straßburg, R. F. Trübner, 1905.

mit einem alten Schuh heißen Schurbesupp, eine alte klappernde Taschenuhr sowie die Ratsche, die in den Kartagen in einigen elsässischen Dörfern statt der Klingel in der Kirche verwandt wird, Specksupp. Mehl- und Milchsuppe bezeichnen beide u. a. etwas dunkles, trübes, rätselhaftes. Ironisch sagt man: 's Wetter heitert si(ch) uf wie e Mehlsupp; Milchsuppe gilt bei den Kindern überdies von einer quirlenden Bewegung, zum Beispiel dem schnellen Sichwiederaufdrehn einer Hängeschaukel, denn sie haben der Mutter beim Milchsuppenquirln oft genug zugeguckt. Den ganz kleinen gibt man unter Umständen ein Lochsüppel — ein Klittier.

Zu der Redaktionsbemerkung auf Seite 537 des 36. Heftes. In dem Aufsatz „Biologen über die Ehe“ hat der Verfasser einen Ausdruck Hartmanns mit dem Zahlenverhältnis zwischen Hähnen und Hennen erläutert; dieses hat er aber nicht Hartmann entnommen, sondern einer der von Rauber angeführten zoologischen Autoritäten.



Neue Abonnenten der Grenzboten erhalten auf Wunsch den Anfang des laufenden Romans kostenlos nachgeliefert.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Die Verbreitung des Odol über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Es gibt kein zweites Industrieprodukt, das eine derartig enorme Verbreitung in allen Ländern gefunden hat.